

Äußerungskritik

oder: Warum Philipp Jenninger zurücktreten mußte

Sprachkritik versus Äußerungskritik

Kritik an dem, was jemand sagt oder wie er es sagt, gehört zum Alltag. Wir sind nicht bereit, jede sprachliche Fassung der Wirklichkeit zu akzeptieren, denn was sich durchsetzt in den Köpfen, in unserem Lebenskreis oder in der Öffentlichkeit, damit müssen wir leben, mit dessen Konsequenzen und Folgerungen werden wir in immer neuen Zusammenhängen konfrontiert. Wo wir kritisieren, setzen wir auf eine Alternative: wir glauben, etwas sei verständlicher, präziser, wahrhaftiger zu formulieren gewesen. Und im Zweifel müssen wir zeigen können, wie eine solche Formulierung hätte aussehen müssen.

Dabei geht es uns nicht einfach um Standpunkte. Gesetzt den Fall, wir könnten uns mit unseren Gegnern auf bestimmte Sachverhalte verständigen, so bliebe noch genügend Raum für den Streit um Bewertungen. Es kann aber auch sein, daß wir uns bei geteilten Bewertungsmaßstäben nicht auf eine Version der Fakten einigen können, obwohl wir dasselbe gesehen, dieselben Zeugen gehört und keine anderen Quellen ausgewertet haben. Die Dinge sind, wie sie sind, aber wenn wir darüber reden, fangen die Problem an. Für die Kritik gibt es zwei Anlässe:

Erstens. Jemand hat etwas geäußert, woran wir Anstoß nehmen. Wir glauben, daß dies so nicht gesagt werden kann; wir wollen nicht, daß das jemand glaubt; wir möchten nicht, daß es so lange wiederholt wird, bis alle es glauben oder doch für möglich halten; wir befürchten Schädigungen Einzelner oder gar unserer kulturellen Bestände. Wie auch immer: wir können nicht einfach das Gespräch, die Praxis fortsetzen, als wäre nichts gewesen. Denn dann müssen wir es in unser Wissen übernehmen. Im Gespräch nun würden wir den Spre-

cher mit Gründen kritisieren, vor allem ihm selbst ermöglichen, die Sache zu reparieren. Das läuft durchaus – auch wenn es anders gemeint war – auf einen Vorwurf hinaus: du hättest es anders sagen sollen, warst nicht reflektiert genug. Im Gespräch ist oft eine Klärung möglich, man will oder muß weiter miteinander auskommen. Und auch, wo es nicht zu einer Einigung kommt, wird der Streitfall nicht unbedingt hochgehängt. Anders in der öffentlichen Rede: an Ort und Stelle sind Einwand, Klärung, spontaner Rückzug des Gesagten kaum möglich. Die Hörer können, wenn sie nicht aktiv stören wollen, nur nach außen hin zeigen, daß sie nicht einverstanden sind: sie demonstrieren mangelnde Aufmerksamkeit (Gähnen, Einnicken, Lesen etc.) oder sie verlassen den Raum. Daß es Leser mit der Kritik noch schwerer haben, versteht sich: sie müssen sich erst Zugang zum fraglichen Kommunikationsraum verschaffen.

Im Fall einer Rede, die sequentiell und manchmal auch nur passagenweise wahrgenommen wird, sind es vor allem Stellen, die Anstoß erregen können. Die Interpretation solcher Stellen ist berechtigt: das Gesprochene ist flüchtig; Passagen einer Rede müssen aus sich heraus verständlich sein, weil wenig mehr als ein Satz vom Hörer präsent gehalten werden kann. Der weitere Kontext wird nur teilweise und inhaltlich kondensiert erinnert. Somit bietet, was weiter zurückliegt, kaum eine Interpretationshilfe. Im Gegensatz zum Gespräch sind Nachfragen zur Klärung nicht möglich.

Anders der geschriebene Text: der Blick kann hin und her wandern, voneinander entfernte Teile können aufeinander bezogen werden. Es ergibt sich: aus einem Text Stellen zur Interpretation herauszulösen bedarf besonderer Rechtfertigung; hingegen erlauben die für den Hörer einer Rede gegebenen Bedingungen durchaus die Analyse von Passagen, die als thematische Einheiten wahrgenommen werden. Auch in diesem Fall bleibt natürlich der Gesamtzusammenhang der Rede – wie ihn der Adressat als Verstehensfolie hat – einzubeziehen.

Im Text erweist sich oft der Kontext bzw. die fortgesetzte, angestrenzte Interpretation des Lesers als Retter, im Gespräch kann manches durch Intervention noch zurechtgerückt werden. Der Redner im öffentlichen Raum kann sich weniger leisten, er kann schon über Stellen stolpern. Ziel der Äußerungskritik ist: das Problematische an einer aktuellen Äußerung zu verdeutlichen, den Sprecher – wenn möglich – zu einer Korrektur zu veranlassen und zu verhindern suchen, daß künftig so geredet und der besondere zu allgemeinem Sprachgebrauch wird. Die Kritik kann eine defensive oder eine didaktische Komponente haben.

Zweitens. Wir finden gelegentlich einen Sprachgebrauch problematisch, den wir weniger dem Sprecher oder Schreiber als vielmehr einer allgemeinen Tendenz anlasten können. Zu solchem Sprachgebrauch gibt es stets eine Alternative. (Dies gilt nicht für systembedingte Erscheinungen wie etwa das Verschwinden des Genitivobjekts. Liebhaber des Genitivs mögen dergleichen kritisieren und nach Normierung rufen – sinnvoll scheint das nicht, denn das Verständnis ist hier nicht gefährdet.)

Über die meisten Dinge kann man so oder auch anders reden. Kritisierbar ist, was die Verständigung gefährdet, kritisierbar sind ein Sprachgebrauch oder eine offizielle Sprachregelung, die eine Sache nicht treffen, sowie die damit verbundenen Ziele. Etwa wenn ein Ausdruck eine kondensierte Sachverhaltsbeschreibung enthält: wird im *Entsorgungspark* nicht entsorgt, sondern nur zwischengelagert, so geht der Ausdruck an der Sache vorbei.

Sprachkritik gilt einem subjektlosen, auf eine Gruppe beschränkten oder praktisch gesamtgesellschaftlichen Sprachgebrauch. Der Vorwurf geht nicht an Einzelne, sondern an eben jene Gruppe oder die Gesellschaft. Um so schwerer muß er wiegen: denn in der Sprache gilt ein »Mehrheitsprinzip«. Der Mehrheit muß gezeigt werden, daß und inwiefern ein Sprachgebrauch mißverständlich ist, unklar, schönfärberisch, zu wenig informativ oder sonst unangemessen. Solche Sprachkritik ist ein schwieriges und selten erfolgreiches Unterfangen: Der Kritiker erreicht seine Adressaten meist nicht; er hat kaum die Gelegenheit (manchmal auch: Fähigkeit), ein Leitbild oder Exempel zu geben, wie es denn zu machen sei. Und schließlich wird ihm – wie dem Äußerungskritiker – nur zu leicht vorgeworfen, er sei auf einem Nebenkriegsschauplatz: der »Streit um Semantik« könne

den Streit um die Sachen nicht ersetzen. Und was Sache sei, das wisse man bereits. Wenn Wörter und Sachen so durcheinandergehen, wie an diesem Punkt, ist der Sprachkritiker schon in seinem Element. Lassen wir ihn dort und kommen wir zu unserer Sache, zu einer Äußerungskritik.

Warum über die Rede noch einmal zu reden ist

Eigentlich sollte die Rede Philipp Jenningers zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome so rasch vergessen werden können wie der Redner zurücktrat. Merkwürdig aber ist ihre Nachgeschichte: die weitreichende Empörung in der Öffentlichkeit ist mit wachsender zeitlicher Distanz abgeklungen, vielfach ist sie in Zustimmung oder nurmehr periphere Kritik umgeschlagen. Manchen gilt sie als einer Gedenkstunde vielleicht weniger angemessen, aber immerhin als Lehrstück für ein Universitätsseminar. Während die Politik längst zur Tagesordnung übergegangen ist – auf die Historiker können wir nicht warten –, bleibt für uns die Frage:

– Hatten die Abgeordneten Unrecht, die im Bundestag schnell mit Empörung oder auch Auszug auf die Rede reagiert und den Rücktritt erzwungen haben? Was hat sie dazu gebracht?

Unsere These ist:

– Die spontanen Reaktionen auf die Rede Jenningers waren kein kollektives Mißverständnis. Jenniger hat es sprachlich nicht vermocht, sich von wiedergegebenen Äußerungen oder Gedanken ausreichend zu distanzieren.

Wir beschäftigen uns nicht mit der Gedankenführung im Ganzen, kaum mit den angebotenen (und nicht angebotenen) Erklärungen der historischen Ereignisse, mit Wertungen und Schlußfolgerungen – über all dies wäre auch ausgiebig zu streiten. Wir interessieren uns für Stellen der Rede, die zu den bekannten Reaktionen führen konnten, ja mußten.

Vermischung der Perspektiven

Jenninger wollte erklären, wie es zu den Verbrechen gegen die Juden kommen konnte. Dazu führte er zunächst die Transformation des *Rechtsstaates in einen Unrechts- und Verbrechensstaat* an. Da dies beschreibt, aber nicht erklärt, schließt er die folgende Passage an:

Für das Schicksal der deutschen und europäischen Juden noch verhängnisvoller als die Untaten und Verbrechen Hitlers waren vielleicht seine Erfolge. Die Jahre von 1933 bis 1938 sind selbst aus der distanzierten Rückschau und in Kenntnis des Folgenden noch heute ein Faszinosum insofern, als es in der Geschichte kaum eine Parallele zu dem politischen Triumphzug Hitlers während jener ersten Jahre gibt.

(Wir zitieren nach dem Redetext in Die Zeit Nr. 47, 18. 11. 1988, haben aber auch eine Videoaufzeichnung herangezogen.)

Problematisch ist schon der Anfangssatz, der Zusammengehöriges trennt: *Hitlers Untaten und Verbrechen* bestanden zu einem wesentlichen Teil aus den Verbrechen an den Juden. *Hitlers Erfolge* andererseits sollen das Wachsen seiner Macht und das Tolerieren auch seiner Verbrechen erklären, die ihrerseits individualpsychologisch (*Zwangsvorstellungen, Obsessionen des sexuell Gestörten*) hergeleitet werden. Jenninger wollte sagen: Macht und Erfolg haben das Volk geführt. Niemand konnte Leistungen von solch historischer Tragweite widerstehen. Nun sind Erfolge stets relativ zu Zielen. Zu Hitlers Zielen gehörte von Anfang an die Vernichtung des europäischen Judentums. Was der Redner somit versucht, ist eine Herauslösung solcher »Erfolge«, die positiv zu werten sind und eine Erklärung für die negativen »Erfolge« bilden sollen. Jenninger führt im Zusammenhang der zitierten Passage (zumeist ohne Anführungszeichen) eine Reihe politischer Ereignisse an und ordnet diesem Ereigniskomplex positiv zu verstehende Bewertungskategorien zu:

<u>»Erfolge« der Politik Hitlers:</u>	<u>Globale Bewertungskategorien:</u>
<i>Wiedereingliederung der Saar</i>	<i>Revolution</i>
<i>Einführung der allg. Wehrpflicht</i>	<i>Erfolge</i>
<i>Deutsch-britisches Flottenabkommen</i>	<i>Faszinosum</i>
<i>Besetzung des Rheinlandes</i>	<i>Politischer Triumphzug</i>
<i>Olympische Spiele in Berlin</i>	<i>Wunder</i>
<i>»Anschluß Österreichs«/</i>	<i>stauenswerte Erfolge</i>
<i>»Großdeutsches Reich«</i>	
<i>Münchener Abkommen/</i>	
<i>Zerstückelung der Tschechoslowakei</i>	
<i>Versailler Vertrag = Fetzenpapier</i>	
<i>Deutsches Reich = Hegemonialmacht des alten Kontinents</i>	
<i>Vollbeschäftigung statt Massenelend</i>	
<i>Wohlstand für breite Schichten</i>	
<i>Es ging einem besser als zuvor</i>	
<i>Das Reich größer und mächtiger als je zuvor</i>	

In einem solchen Erklärungsschema kann der Widerstand nicht vorkommen: wer Widerstand leistete, war gerade nicht durch die »Wunder« angezogen, durch historische *Erfolge* überzeugt. So wird der Widerstand »wegerklärt«, wird nur mit dem NS-Begriff *querulanti-sche Nörgler* erwähnt.

Auf der anderen Seite fügen sich auch diejenigen nicht ein, die weniger aus »Faszination«, sondern aus konkretem Interesse den Aufstieg und die Expansion des Nationalsozialismus gestützt haben (IG Farben, Großbanken, Industrieverbände etc.; vgl. etwa die O.M.G.U.S.-Berichte, Nördlingen 1985ff.).

In der Tat bildeten Aktionen und Programmatik der Nazis eine Einheit, und eben deshalb kann das, was davon »mehrheitsfähig« war, nur zu propagandistischem Zweck herausgelöst werden. Die Bewertungskategorien Jenningers gehören der NS-Propaganda an und verlängern sie, wenn eine Distanzierung fehlt. Gleich viermal macht Jenninger in der zitierten Passage deutlich, daß er die positive Wertung übernimmt:

- ganz explizit formuliert er *aus der distanzierten Rückschau*, was auch heißt: ohne unmittelbare, emotionale Betroffenheit;
- er bezieht sogar das Wissen von den Vernichtungskriegen und der Ermordung der Juden ein (*in Kenntnis des Folgenden*);
- er wählt das Tempus Präsens;
- Betrachtzeit ist die aktuelle Gegenwart (*noch heute*).

Damit verschiebt er die Perspektive von dem historischen Erklärungsversuch zu seiner Bewertung aus heutiger Sicht. Und damit riskiert er zugleich, daß der Hörer die folgenden Ausführungen ebenfalls der Jenninger-Perspektive zuordnet. Solche Perspektivenwechsel sind die Basis für ein Verständnis der Rede, demzufolge Jenninger die NS-Perspektive eingenommen oder sich nicht ausreichend distanziert hat, daß er nicht den Standpunkt der Opfer einnimmt, für die diese Rede ja gehalten werden sollte.

Auch heute soll also gelten: die Jahre von 1933 bis 1938 waren ein *Faszinosum*. Auch für die damals schon verfolgten und erniedrigten Juden? Für die Kommunisten, Sozialisten und bürgerlichen Politiker, die überfallen, gefoltert, ermordet wurden? Auch das ein *Triumphzug* und für wen?

Warum sagt Jenninger *Faszinosum*, warum nicht *etwas Faszinierendes*? Das Fremdwort *Faszinosum* ist eine lateinische Neubildung, es verheißt etwas Geheimnisvolles, nicht ganz Faßbares, Überirdisches. Als solches hatte Rudolf Otto in seinem Buch »Das Heilige« von Gott und Göttern in vielen Religionen als dem *mysterium tremendum et fascinosum* gesprochen. Gleichgültig, ob Rudolf Otto oder ein Zitat von Churchill im Hintergrund stand, das Wort *Faszinosum* heißt wörtlich: »etwas Anziehendes« und hat zusätzlich positive, metaphysisch überhöhende Konnotationen. Es drückt eine favorable Einstellung zum gemeinten Sachverhalt aus. Aus heutiger Sicht und in *Kenntnis des Folgenden* paßt ein solches Wort nicht für eine Expansions- und Hegemonialpolitik, die auf Erpressung, Täuschung beruhte und die Unterdrückung und Auslöschung ganzer Völker zum Ziel hatte.

Jenninger hat in seiner Rede immer wieder solche positionsgebundenen Wörter und Bezeichnungen verwendet; auch innerhalb von Redeteilen, die seine eigene Meinung, nicht die von anderen Personen zu anderen Zeiten wiedergeben. Im gedruckten Text sind sie manchmal – nicht immer! – in distanzierende Anführungszeichen gesetzt, die in der gesprochenen Rede prosodisch, etwa durch eine kurze Pause, durch Tonhöhenwechsel, langsames Sprechen, oder lexikalisch mit dem Partizipialattribut *sogenannt* als fremde Meinung gekennzeichnet werden müßten. Wo dies fehlt, irritiert es den Hörer. Jenninger sprach in seiner Darstellung der historischen Ereignisse von *arischem* Eigentum, von *Rassenschande* (beide Male mit Anführungszeichen), davon, daß die Nationalsozialisten die *Macht im Deutschen Reich übernommen* hatten (ohne Anführungszeichen); er qualifizierte die *Erfolge* Hitlers als *staunenerregend*, die *insgesamt und jeder für sich eine nachträgliche Ohrfeige für das Weimarer System* gewesen seien. Er sprach von *querulantischem Nörgeln* (in Anführungszeichen), die *keine Ruhe geben* wollten und deshalb von der Gestapo verfolgt wurden. *Machtübernahme, Weimarer System, Systemzeit* – das sind nationalsozialistische Vokabeln der Selbstdarstellung und der Verteufelung des politischen Feindes; die Bezeichnung der Gegner des Nazi-Regimes als *querulantisches Nörgeln* (in der gesprochenen Rede intonatorisch nicht abgesetzt) setzt die Sichtweise der Nazis und ihrer Mitläufer voraus. Dies müßte deutlich gemacht werden, will man die Opfer nicht heute noch verunglimpfen.

Nur zu selten grenzt sich Jenninger von diesem Wortgebrauch ab und definiert im sprachlichen Kontext, was wir von den damit bezeichneten Sachverhalten und Ereignissen zu halten haben (so bei der zynischen Bezeichnung *Sühneleistung*; wie um die Juden auch noch zu *verhöhn*en und bei dem *unsägliche(n) Delikt der »Rassenschande«*). Immer häufiger heftet er stattdessen ein Nazi-Wort ans andere, schreibt sie ohne Anführungszeichen, so daß wieder einmal die Darstellung der Geschichte von der Warte der Nationalsozialisten übergeht in eine, von der man sich fragt, wer ihr Subjekt ist:

(Hitler sah in den Juden) die Schuldigen für schlechthin alle Übel: Sie standen hinter den »Novemberverbrechern« des Jahres 1918, den »Blutsaugern« und »Kapitalisten«, den »Bolschewisten« und »Freimaurern«, den »Liberalen« und »Demokraten«, den »Kulturschändern« und »Sittenverderbern«, kurz sie waren die eigentlichen Drahtzieher und Verursacher allen militärischen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Unglücks, das Deutschland heimgesucht hatte.

Was sich bei den *Drahtziehern* (ohne Anführungszeichen) ankündigt, setzt sich im folgenden fort als eine mythologische und verzerrende Schwarz-Weiß-Malerei im Stile der Nazis, ohne sie als Urheber zu nennen:

Die Geschichte reduzierte sich auf einen Kampf der Rassen: zwischen Ariern und Juden, zwischen »germanischen Kulturspendern« und »jüdischen Untermenschen«. Die Rettung für das deutsche Volk und die endgültige Niederwerfung des Menschheitsverderbers konnten nur in der Erlösung der Welt vom jüdischen Blut als dem bösen Prinzip der Geschichte liegen.

Das Gegenbild war der Krieger und Bauer, der in den Weiten des Ostens im steten Kampf gegen asiatische Horden die Grenzen des germanischen Kulturlandes immer weiter ausdehnte und gleichzeitig mittels Zucht und Veredelung die germanische Rasse in einsame Höhen hinaufmendelte.

Selbst der Leser fragt sich: warum stehen die Wörter *Novemberverbrecher*, *Blutsauger* usw. in Anführungszeichen, die nicht minder nationalsozialistischen Wörter *Rasse*, *Arier* und *Juden*, *jüdisches Blut* und *asiatische Horden* dagegen nicht? Andererseits: warum stellt Jenninger die *Demokraten* (eine Gruppenbezeichnung, zu der er sich bekennen muß) in eine Reihe mit allgemein negativ wertenden Wörtern (*Blutsauger*) und speziell nationalsozialistischen Feindbezeichnungen (*Novemberverbrecher*)? Und der Hörer der Rede mußte sich bei so weit zurückliegender Zuweisung an einen Urheber wieder fragen: wer ist das Subjekt der Rede? Warum stellt der Bundestagspräsident in einer Trauerstunde für die Opfer auf so weite Strecken das ideologische Wahnsystem der nationalsozialistischen Verbrecher mit ihren eigenen Wörtern dar? Erst bei dem konnotativ abschätzigen Wort *hinaufmendeln* spürt man wieder eine kleine Grenzziehung. Den ganzen Abschnitt vorher, ins Präsens umformuliert, hätte auch ein Nazi-Propagandist sagen können. Diese und andere Stellen hören sich tatsächlich an wie eine *peinliche Rechtfertigungsrede* der Judenverfolgungen (so der FDP-Abgeordnete Olaf Feldmann nach der Rede).

Mangelhafte Distanzierung

Wer wiedergibt, was andere gesagt haben oder denken mögen, distanziert sich damit noch nicht. Es sei denn, es handele sich um Inhalte, deren Unsinnigkeit oder Falschheit schon zum gemeinsamen Wissen gehört, so daß die bloße Erwähnung den Partner entsprechend reagieren läßt.

Ansonsten aber muß deutlich gemacht werden, daß man nicht wiedergibt, was man selbst auch glaubt bzw. wofür der Sprecher selbst einsteht. Denn man gibt etwas ja nicht ohne Grund wieder. Anführungszeichen im Text oder ein Einschub wie *so sagte man damals*, *so hieß es* markieren zunächst nur die Redewiedergabe, sie können eine Distanzierung allenfalls indirekt kennzeichnen, wenn nämlich der Leser oder Hörer zu entsprechenden Schlüssen auf der Basis seines Wissens kommen kann.

Eine für die Reaktionen der Hörer besonders kritische Stelle der Rede lautete:

Und was die Juden anging: Hatten sie sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemaßt – so hieß es damals –, die ihnen nicht zukam? Mußten sie nicht endlich einmal Einschränkungen in Kauf nehmen? Hatten sie es nicht vielleicht sogar verdient, in ihre Schranken gewiesen zu werden? Und vor allem: Entsprach die Propaganda – abgesehen von wilden, nicht ernstzunehmenden Übertreibungen – nicht doch in wesentlichen Punkten eigenen Mutmaßungen und Überzeugungen?

In der vorausgehenden Darstellung hatte Jenninger zwischen positiven und negativen *Erfolgen* Hitlers zu unterscheiden versucht; dann kam er unmittelbar vor der zu untersuchenden Passage auf die Konsequenzen für die damals Lebenden zu sprechen:

Da stellte sich für sehr viele Deutsche nicht einmal mehr die Frage, welches System vorzuziehen sei [...] es ging einem persönlich doch besser als zuvor, und das Reich war doch unbezweifelbar wieder groß, ja, größer und mächtiger als je zuvor. – Hatten nicht eben erst die Führer Großbritanniens, Frankreichs und Italiens Hitler in München ihre Aufwartung gemacht und ihm zu einem weiteren dieser nicht für möglich gehaltenen Erfolge verholfen?

In dieser gesamten Passage bilden Hitlers *Erfolge* nun wieder eine Einheit, sie werden als Einheit bewertet; die Perspektive ist die der Deutschen im damaligen Reich und sie ist außerordentlich suggestiv rekonstruiert. (Die Frage, für wen dies galt, ob dies historisch zutrifft, lassen wir hier offen, so wichtig sie ist.) Suggestiv ist zunächst das Wort *nicht*, das Linguisten »modal« nennen, wenn es unbetont ist und nicht der Verneinung dient. Es ist charakteristisch für die »tendenziöse Frage«. Sie gehört zu den Bestätigungsfragen und transportiert die starke Erwartung, daß der Hörer den ausgedrückten Sachverhalt, von dem der Sprecher selbst überzeugt ist, bestätigt. Hätte der Fragende auf eine Zurückweisung des Sachverhalts gezielt, hätte er *nicht* durch *etwa* ersetzt. Viele Sprachen haben vergleich-

bare Ausdrucksmittel für eine Antwortpräferenz, so das Lateinische *nonne* und *an*.

In der Rede nun, in der Antworten ausgeschlossen sind, kommt eine tendenziöse Frage einer »rhetorischen Frage« nah, die nach einer engen Definition (Quintilian: *quod negari non potest*) das Gegenteil des Fragesachverhalts als Teil gemeinsamen Wissens hinstellt. Beide Fragearten zielen in der Rede nicht auf eine Antwort und haben affirmativen Charakter:

Frageart	Beispiel	Interpretation
rhetorische Frage	<i>Hatten nicht eben erst die Führer [...] ihre Aufwartung gemacht?</i>	Gemeinsames Wissen: Die Führer hatten [...] ihre Aufwartung gemacht.
tendenziöse Frage	<i>Hatten sie sich nicht [...] doch eine Rolle angemaßt [...] die ihnen nicht zukam?</i>	Der Sprecher geht davon aus, daß sie sich eine Rolle angemaßt hatten, die ihnen nicht zukam, und zielt auf eine Bestätigung bzw. Wissensübernahme.

Jenninger gibt mit seinen Fragen einen inneren oder nach außen gesetzten Monolog wieder. Dabei muß er wenigstens die Quelle klarstellen, aus der die tendenziösen Fragen stammen. Die Parenthese *so hieß es damals* zeigt nur die Differenz zwischen Redner und Subjekt des Monologs. Eine Distanzierung wird durch den suggestiven Effekt der Partikeln *doch* und *endlich* behindert. Modal gebrauchtes *endlich* setzt die Sprechereinstellung voraus, daß das Bezugsereignis hätte gemäß den Wünschen des Sprechers längst eingetreten sein sollen.

Die Partikel *doch* wird gebraucht, wenn zwei Sachverhaltsalternativen zur Diskussion stehen und der Sprecher sich auf eine festlegt, hingegen die andere – meist ist es die vom Vorredner behauptete, es kann aber auch eine bloße Denkmöglichkeit sein – zurückweist.

Typisch ist die Sequenz:

- I. Sprecher A behauptet, daß ein Sachverhalt wahr ist.
- II. Sprecher B bestreitet/bezweifelt diesen Sachverhalt.
- III. Sprecher A behauptet (mit Gründen), daß der Sachverhalt *doch* wahr ist.

Daher kann *doch* in einer echten Informationsfrage nicht verwendet werden, wohl aber betont in einer Aussage (*Die Führer hatten doch ihre Aufwartung gemacht.*) oder in einer tendenziösen Frage.

Intensivierend gebraucht sind überdies *sogar* und *vor allem*. So ist nicht bloß von der Propaganda die Rede; sie wird mit *vor allem* als besonders relevant hingestellt, und die *Übertreibungen*, die zum Begriff der Propaganda gehören, werden ganz explizit ausgenommen, so daß insgesamt das Argument an Stärke noch gewinnt. Nicht genannt werden an dieser Stelle die widerwärtigen Inhalte antisemitischer NS-Propaganda, die Anlaß zur Distanzierung hätten sein können. Nur vage ist von *Einschränkungen* etc. die Rede, als habe man nur *Übertreibungen*, *überzogenen Ansprüchen* etc. entgegenarbeiten wollen. Damit kann sich allenfalls pro-nazistische Sichtweise verbinden lassen, die etwa auf materielle Vorteile (z.B. durch die sog. *Arisierung*) spekulierte.

Die Kombination von tendenziöser Frage und den Wörtern *endlich* und *doch* – alles Mittel der Affirmation – sowie die Verwendung von *endlich*, *sogar* und *vor allem* machen das Wiedergegebene als Wunschziel bzw. Endpunkt einer Argumentation besonders suggestiv und wirken einer Distanzierung gerade entgegen. Denn es wären ja auch die einfacheren Varianten möglich gewesen:

- (a) *Hatten sie sich nicht ... eine Rolle angemaßt, die ihnen nicht zukam?* (tendenziöse Frage)
- (b) *Hatten sie sich ... doch eine Rolle angemaßt, die ihnen nicht zukam.* (Aussagesatz mit *doch*)

Hingegen hätte der schlichte Aussagesatz

- (c) *Sie hatten sich eine Rolle angemaßt, die ihnen nicht zukam.*

eine besondere Markierung der Redewiedergabe und auch eine explizite Distanzierung (z.B. mit der Parenthese *so ein verbreitetes Vorurteil*) nach sich ziehen müssen.

Noch verwirrender mußte für die Hörer wirken, daß Jenninger in dem Satz

Hatten sie (die Juden, L.H./J.S.) sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemaßt, [...] die ihnen nicht zukam?

das *nicht* betont und das *doch* unbetont gelassen hat. Damit legte er ein anderes Verständnis des Fragesatzes nahe, nämlich als eine Informationsfrage mit einer komplexen Voraussetzungsstruktur. Eine solche erlaubt aber die Verwendung von *doch* nicht. Jenninger betonte hier also entgegen seiner schriftlich konzipierten Fassung.

Neben einer kritischen Kommentierung hätte der Redner auch Modaladverbien wie *angeblich*, *scheinbar* etc. oder das Modalverb

sollen zur Distanzierung einsetzen können, um die Verantwortung zu verschieben.

Bei so suggestiven Formulierungen und den schon vorangegangenen Perspektivwechseln aber mag sich der Hörer fragen: wer meint das eigentlich? Identifiziert sich Jenninger nicht mit dem Wiedergegebenen? Zumal eine Konfrontation mit der Realität fehlt, wie sie Walter Jens in seiner Kritik an der Rede (Die Zeit, Nr. 47, 1988) vorschlug; sie hätte in besonderer Weise klärend gewirkt.

Sebastian Haffner, auf dessen Buch Jenninger offenbar immer wieder zurückgegriffen hat, verdeutlichte die Differenz durch konkrete Benennung der Subjekte und ihrer Gruppenzugehörigkeit. Die Mittel des Konjunktivs (*könnte*), des Modaladverbs (*vielleicht*), des auf die Quelle verweisenden Sprecherzeigworts (*ich*), der offenen Frage (*Beweist das nichts?*) signalisieren Differenz bzw. Distanz. Haffner formuliert die Überlegungen der damaligen Mitläufer so:

Könnte es sein, daß meine eigenen Maßstäbe falsch sind? Stimmt vielleicht alles nicht, was ich gelernt und woran ich geglaubt habe? Bin ich nicht durch das, was hier vor meinen Augen geschah, widerlegt? [...] Beweist das nichts? Zwingt mich das nicht zu einer Generalrevision aller meiner Begriffe ... (S. Haffner, Anmerkungen zu Hitler, Frankfurt 1981; Fischer (Taschenbuchausgabe), S. 37).

Ohne Distanz

Es gibt in der Rede nicht nur Passagen, die stark mißverständlich sind, es gibt auch Stellen der Identifikation.

Und noch eines darf nicht übersehen werden: Alle die stauenerregenden Erfolge Hitlers waren insgesamt und jeder für sich eine nachträgliche Ohrfeige für das Weimarer System. Und Weimar war ja nicht nur gleichbedeutend mit außenpolitischer Schwäche, mit Parteiengzänk und Regierungswechseln, mit wirtschaftlichem Elend, mit Chaos, Straßenschlachten und politischer Unordnung im weitesten Sinne, sondern Weimar war ja auch ein Synonym für Demokratie und Parlamentarismus, für Gewaltenteilung und Bürgerrechte, für Presse- und Versammlungsfreiheit und schließlich auch für ein Höchstmaß jüdischer Emanzipation und Assimilation.

Diese Stelle ist von Jenninger nicht als Wiedergabe fremder Äußerungen gekennzeichnet worden, es ist keine Distanzierung erkennbar. Der Weimarer Republik wird genau das angelastet, was die NS-Propaganda ihr vorwarf: *außenpolitische Schwäche* (sog. Verzichtspolitik), *Parteiengzänk* (die NS-Sicht des parlamentarischen Konflikts), *Chaos, politische Unordnung im weitesten Sinne* (im Gegensatz zu einem autoritären Staat). Natürlich läßt sich auch diese Beschreibung auf die historischen Ereignisse, etwa die Putschversuche, die durchgängig den Staat bekämpfende Rechtsopposition, die politische Instabilität beziehen, sie entspricht aber nicht einer demokratischen Sichtweise: es hätte genauer argumentiert werden müssen statt simpel das demokratische System mit politischen Stigmawörtern zu identifizieren (*war gleichbedeutend*), vor allem aber hätten Begriffe wie *Parteiengzänk*, *Chaos* oder *politische Unordnung* distanzierend verwendet werden müssen.

Die Rede vom *Höchstmaß jüdischer Emanzipation* ist gerade eine argumentative Voraussetzung für die folgende Passage, in der von erwünschten *Einschränkungen* für die Juden die Rede sein wird (s.o.). Jenninger läßt sich also sehr weitgehend auf die innere Logik eines Begründungszusammenhangs ein, der aus demokratischer Sicht nicht haltbar ist, und in der vorliegenden Passage fehlt jede Distanzierung oder kritische Einordnung. Damit legt er selbst die Grundlage für ein Verständnis, demzufolge er sich mit der NS-Propaganda mindestens partiell identifiziert habe.

Auch an diesem Punkt erweist es sich für eine solche Rede als notwendig, die Perspektiven auseinanderzuhalten. Jenninger versäumt dies auch in anderen Passagen. Etwa wenn er im Blick auf das Kriegsende sagt:

Alle Werte, an die man geglaubt hatte, alle Tugenden und Autoritäten waren kompromittiert. [...] Die Frage der Schuld und ihrer Verdrängung muß jeder für sich selbst beantworten.

Die Rede von den *Werten* kann nur für die Anhänger des Nationalsozialismus gelten, nicht für die Opfer, für Menschen im Widerstand oder in der Emigration. Es wird für sie der Eindruck der Ausgrenzung erweckt, während sie doch gerade eine neue moralische Tradition hätten begründen können.

Ein bemerkenswerter Bruch in der Argumentation ist auch, daß in einer Rede, die immer wieder auf die »Mehrheit der Deutschen« abhebt, die Schuld völlig individualisiert und damit eine Gesamtverantwortung abgewiesen wird.

Abschließend: eine Wertung

Wir weisen zunächst darauf hin, daß es uns hier nicht um die Integrität der Person des Redners oder um die Motive geht. Wir haben eine Äußerungskritik gegeben und Gründe für das Scheitern einer Rede gesucht.

Die historischen Fragen erfordern eine eigene sorgfältige Diskussion, allerdings auch im Kontext des sog. Historikerstreits einerseits, der Erforschung damaliger Alltagskultur andererseits. Angesichts der Fülle neuerer Studien muß niemand auf ein so einseitiges (und deshalb vielleicht überzeugendes) Buch wie das von Haffner zurückgreifen.

Es hat sich gezeigt, daß die Rede Jennings in wichtigen Passagen sprachlich nicht so differenziert formuliert und vorgetragen war, wie es zu einem solchen Anlaß zu erwarten gewesen wäre. Die eingesetzten suggestiven Mittel und der mißglückte Perspektivenwechsel wirkten der vom Redner zu fordernden Distanzierung gerade entgegen. Wichtige argumentative Passagen ließen keine Distanz erkennen zu Sichtweisen der NS-Propaganda oder auch nur einer »schweigenden Mehrheit«.

Hinzukommt – wir mußten das hier aussparen –, daß eine Gedenkrede für Opfer und Verfolgte als Textart Schuldeingeständnisse zuläßt, psychologische Erklärungen aus der Täterperspektive aber ausschließt, weil sie als Rechtfertigung verstanden werden können. Daher sind auch Vorwürfe an die Opfer ausgeschlossen.

Wer eine solche Rede schreibt, muß über die nötige sprachliche Sensibilität verfügen.

Dr. Ludger Hoffmann und Dr. Johannes Schwitalla sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Privatdozenten an den Universitäten Münster bzw. Freiburg.